



Beatrice Salvioni

MALNATA

ROMAN

*Aus dem Italienischen
von Anja Nattefort*

Die Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel *La Malnata*
bei Einaudi, Turin.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo alla traduzione
assegnato dal Ministero degli Affari Esteri e della
Cooperazione Internazionale italiano.

Dieses Buch wurde übersetzt dank einer Übersetzungsförderung
des italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und
internationale Kooperation.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2023 der Originalausgabe by Beatrice Salvioni
Copyright © 2024 der deutschsprachigen Ausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Christiane Burkhardt
Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München
Umschlagabbildung: © Letizia-Battaglia
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60271-2

www.penguin-verlag.de

*Dem Kind, das ich einmal war.
Und vor allem all jenen,
die mich gelehrt haben,
noch heute auf seine Stimme zu hören.*

INHALT

Malnata

PROLOG

Sags niemandem 9

ERSTER TEIL

Wo die Welt beginnt und endet 15

ZWEITER TEIL

Das Blut von morgen und die Sünden von heute 117

DRITTER TEIL

Die Mutprobe 157

VIERTER TEIL

Die Gänsezunge 201

EPILOG

Die Macht der Stimme 253

Dank 265

Anmerkungen 269

PROLOG

SAGS NIEMANDEM

Es ist nicht leicht, sich vom Körper eines Toten zu befreien. Ich war zwölf, als ich das entdeckte, mir lief das Blut aus Nase und Mund, und die Unterhose hatte sich um meine Knöchel gewickelt.

Ich lag am Ufer des Lambro im Schlamm, die spitzen Steine schlugen sich wie Krallen in meinen Nacken und in meinen nackten Po. Auf mir sein schwerer Körper, ganz kantig und noch warm. Seine Augen waren glasig, der Blick leer, an seinem Kinn klebte weißer Speichel, und er stank aus dem offenen Mund. Bevor er mit einer Hand in seiner Unterhose zusammengebrochen war, hatte er mich mit angstverzerrtem Gesicht angesehen, seine schwarzen Pupillen schienen sich zu verflüssigen, als wollten sie ihm über die Wangen rinnen.

Dann war er vornüber gesackt, seine Knie, mit denen er meine Beine gespreizt hatte, bohrten sich immer noch in meine Oberschenkel. Er regte sich nicht mehr.

»Ich wollte doch nur, dass er aufhört«, sagte Maddalena. Sie presste eine Hand an den Kopf, in ihrem verfilzten Haar hatte sich ein Klumpen aus Blut und Schlamm gebildet. »Ich konnte nicht anders.«

Das durchnässte dünne Kleid klebte an ihrer Haut und die Konturen ihres sehnigen, hageren Körpers zeichneten sich ab. »Bleib liegen«, sagte sie und watete auf mich zu. »Ich komme.«

Aber ich konnte mich sowieso nicht rühren: Mein Körper hatte sich in einen vergessenen Gegenstand verwandelt, so weit

weg wie ein ausgefallener Zahn. Alles, was ich spürte, war das klebrige Blut zwischen meinen Lippen und auf der Zunge, das Atmen fiel mir schwer.

Maddalena ließ sich auf alle viere fallen, die Steine knirschten unter ihren nackten Beinen. Ihre Socken waren nass, und sie hatte einen Schuh verloren. Sie stemmte beide Arme gegen seinen Oberkörper, dann die Ellbogen und die Stirn. Sie bündelte all ihre Kräfte, konnte ihn aber nicht bewegen. Im Tod werden die Dinge schwerer. Wie die Katze, die wir in Noès Hof gefunden hatten, bedeckt von Schmutz und breiigen Eingeweiden, der eine Handvoll Fliegen Schnauze und Augen zerfraßen. Wir hatten sie gemeinsam hinter dem Gänsegehege vergraben.

»Ich schaffe es nicht allein«, sagte Maddalena. Das nasse Haar klebte ihr im Gesicht, und Wasser tropfte daraus auf die Steine. »Du musst mithelfen.«

Ihre Stimme schwappte mir durch den Kopf, immer lauter. Nur mit Mühe konnte ich erst den einen, dann den anderen Arm unter seinem Körper hervorziehen. Ich stemmte mich mit den Handflächen gegen seine Brust und begann zu drücken. Über uns der Brückenbogen und ein Streifen vom wolkenverhangenen Himmel, unter uns die nassen, glitschigen Kiesel. Um uns herum rauschte der Fluss.

»Du musst ihn mit einem Ruck wegstoßen.«

Ich gehorchte. Bei jedem Einatmen drang mir der süßliche Geruch seines Rasierwassers in die Nase.

Maddalena sah mich an: »Jetzt!«

Wir schoben gemeinsam, mit einem Schrei drückte ich den Rücken durch, und plötzlich kippte er zur Seite. Der Tote rutschte neben mich, die Augen weit aufgerissen, der Mund offen, die Hose in den Kniekehlen. Seine Gürtelschnalle scheperte gegen die Steine.

Von seinem Gewicht erlöst, drehte ich mich von ihm weg. Ich spuckte roten Speichel aus, fuhr mir mit der Hand über Mund und Nase, um seinen Gestank zu vertreiben. Für einen Moment blieb mir die Luft weg, dann zog ich die Beine an meinen Körper und versuchte durchzuatmen. Das Gummibündchen und der Stoff meiner Unterhose waren zerrissen, von seinen Schuhen zerfetzt. Ich strampelte wütend mit den Füßen, um mich davon zu befreien, zog mir den Rock, der sich in meiner Taille zusammengerollt hatte, über die Oberschenkel. Ich fror, alles tat weh.

Maddalena stand auf, wischte sich den Schlamm von den Beinen. »Alles in Ordnung?«, fragte sie.

Ich biss mir auf die Unterlippe und nickte. Meine zusammengeschnürte Kehle fühlte sich an wie ein Damm, der zu brechen drohte. Aber geweint habe ich nicht. Das hatte ich von ihr gelernt. Weinen war nur etwas für Idioten.

Maddalena strich sich das nasse Haar aus der Stirn und zeigte mit kleinen harten Augen auf den leblosen Körper: »Wegtragen können wir den nicht.« Sie leckte sich Blut von der Oberlippe. »Wir müssen ihn hier verstecken.«

Ich stand auf und ging zu ihr. Ich hatte weiche Knie, die Ledersohlen meiner Schuhe waren rutschig. Ich hielt mich an ihr fest, umklammerte ihr Handgelenk. Der Geruch des Flusses überdeckte alles andere. Maddalena zitterte, aber nicht vor Angst. Maddalena hatte vor nichts Angst. Weder vor Signor Tresoldis Hund, wenn er mit hochgezogenen Lefzen und Schaum vor dem Maul vor ihr stand, noch vor der Kralle des Teufels, der, so erzählten es die Erwachsenen, durch den Schornstein kommt. Und auch nicht vor Blut oder Krieg.

Sie zitterte, weil sie pitschnass war, denn er hatte sie an den Haaren in den Fluss gezerrt, sosehr sie auch strampelte und schrie. Um sie zum Schweigen zu bringen, hatte er sie mit dem

Kopf unter Wasser getaucht und dabei die ganze Zeit mit einer heiseren Radiostimme vor sich hin geträllert: »*Erzähl mir von der Liebe, Mariù mein ganzes Leben bist du.*«

»Wir müssen Zweige sammeln«, sagte Maddalena, »dicke Zweige.« Sie starrte immer noch auf die reglose Gestalt mit ihren Hubbeln und Dellen, die eben noch meine Handgelenke umklammert und mir die Zunge in den Mund gerammt hatte: Ich spürte es immer noch, auch seine Finger und seinen Atem. Am liebsten wäre ich einfach inmitten der Flusskiesel und dem Rauschen des Wassers eingeschlafen, aber Maddalena berührte mich an der Schulter und sagte: »Wir müssen uns beeilen.«

Wir rollten den Körper ein Stück das Ufer hinunter neben einen der Brückenpfeiler, aus dem Feuchtigkeit drang. Seine Arme waren verdreht, die Finger steif, und sein Mund stand offen. Nichts in diesem Gesicht erinnerte noch an den jungen schneidigen Anhänger des Fascio, der er einmal gewesen war: ein vorlauter, hübscher Kerl in Hosen mit Bügelfalten, die Anstecknadel mit Trikolore und Rutenbündel der Faschisten am Revers, der sich das Haar mit einem Schildpattkamm glättete und lachend rief: »Ihr seid nichts!«

Zwischen den Entennestern und Abwasserkanälen sammeln wir angespülte Zweige, um den halb im Wasser liegenden Körper zu bedecken. Damit das Hochwasser ihn nicht mitriss, beschwerten wir ihn zusätzlich mit Steinen und Wurzeln.

»Wir müssen ihm die Augen schließen«, sagte Maddalena, als sie den letzten faustgroßen Stein fallen ließ. »Das macht man so bei Toten. Ich habe das mal gesehen.«

»Ich fasse ihn nicht an.«

»Gut. Dann tu ich es.« Sie legte ihre Hand auf das bleiche Gesicht und schob ihm mit Mittelfinger und Daumen die Lider zu.

Mit geschlossenen Augen und offenem Mund, unter all diesen Zweigen und Steinen, sah er aus wie jemand, der nachts von einem Albtraum heimgesucht wurde, aus dem er nicht mehr erwachte.

Wir wrangen unsere Röcke und Strümpfe aus. Maddalena streifte den ihr noch gebliebenen Schuh ab und steckte ihn in die Tasche. Ich tat dasselbe mit meiner Unterhose, einem schlammigen, feuchten Fetzen.

»Ich muss jetzt gehen«, sagte sie.

»Und wann sehen wir uns wieder?«

»Bald.«

Als ich mit quietschenden Schuhen nach Hause ging, dachte ich an die Zeit zurück, als all das noch nicht mal begonnen hatte. Es war kein Jahr her, dass ich mich in einem trockenen, gebügelten Kleid über die Brüstung des Ponte dei Leoni gebeugt hatte, um Maddalena aus der Ferne zu beobachten, von der ich nur wusste, dass sie Unheil brachte. Damals hatte ich noch nicht gelernt, dass ein einziges Wort von ihr genügte, um zu entscheiden, ob man gerettet oder getötet wurde, ob man mit triefenden Socken nach Hause zurückkehren durfte oder bis in alle Ewigkeit mit dem Gesicht im Fluss schlief.

ERSTER TEIL
WO DIE WELT BEGINNT
UND ENDET

1.

Alle nannten sie die Malnata, »die Unheilbringende«, und niemand konnte sie leiden.

Ihren richtigen Namen zu sagen brachte Unglück, denn sie war eine Hexe, eine von denen, die dir den Tod einhauchen. Sie hatte den Teufel im Leib, und ich sollte auf keinen Fall mit ihr sprechen.

Ich beobachtete sie nur aus der Ferne, sonntags, wenn Mama mir die Schuhe anzog, die an der Ferse drückten, die Wollstrümpfe mit den vielen Knötchen und das gute Kleid, das ich nicht schmutzig machen durfte. Im Sommer rann mir der Schweiß den Nacken hinunter, und ich rieb mir die Oberschenkel wund.

Die Malnata war immer unten am Ufer des Lambro, zusammen mit zwei Jungs, die ich nur vom Namen her kannte: Filippo Colombo, mit hageren Armen und Beinen wie Hühnerknochen, und Matteo Fossati, dessen speckige Schultern und Brust glänzten wie die Rinderkeulen auf dem Markt in der Via San Francesco. Beide trugen kurze Hosen und hatten aufgeschlagene Knie, und obwohl die Malnata jünger war und noch dazu ein Mädchen, wären die beiden bestimmt bereit gewesen, sich wie Soldaten für sie erschießen zu lassen und im Angesicht des Allmächtigen zu sagen: »Ich bin glücklich gestorben.«

In einem von Sonne und Schmutz ausgebleichenen Rock, den sie sich in der Taille hinter einen Herrengürtel gestopft hatte, stand sie mit nackten Füßen, die Arme bis zum Ellbogen im Wasser, auf den warmen Steinen am seichten Ufer.

Dabei sind es ausgerechnet die Beine, die ein Mädchen nie zeigen darf. Ihre waren schmutzig und nackt, an den Waden und Oberschenkeln klebte Schlamm, und ihre Knie waren voller Schorf wie bei einem Hund mit unbehandelten Wunden. Lachend hielt sie einen Fisch in die Höhe, der ihr aus den Händen schlüpfen wollte. Die beiden Jungs applaudierten und stampften mit den Füßen, sodass das dunkle Wasser wild aufspritzte. Ich sah ihnen von der Brücke aus zu, wenn wir zum Elf-Uhr-Gottesdienst gingen, den Mama »den für die besseren Leute« nannte.

Papa ging voran, ohne sich nach uns umzuschauen. Den Nacken kaum vom Hut bedeckt, die Hände auf dem Rücken, wobei die eine die andere am Gelenk umschlossen hatte.

Ungeduldig schubste mich meine Mutter vor sich her: »Wir kommen noch zu spät!« Oder sie schaute von der Brücke und sagte: »So ein Gesindel.«

Mein Vater sagte nichts. Er schimpfte nicht gern, doch ich und vor allem Mama wussten nur zu gut: Wenn wir weiter als einen Steinwurf hinter ihm zurückblieben und dadurch zu spät zur Messe kämen, würde dies ein Sonntag des Schweigens, der knallenden Türen und des zähneknirschenden Kauens am Mundstück seiner Pfeife hinter den Seiten der *Domenica del Corriere* werden.

Ich musste mich zwingen, den Blick von den Kindern unten am Fluss abzuwenden, von diesen Kindern, zu denen ich nicht gehörte, denen ich aber seit jeher heimlich nachspionierte.

Doch an jenem Sonntag sah die Malnata mich zum ersten Mal mit ihren leuchtenden schwarzen Augen an. Und lächelte.

Mir stockte der Atem, ich kniff die Augen zusammen und rannte nach vorn zu meinem Vater, in die Straße, die zum Dom hinaufführte. Er sah nicht einmal auf, als ich neben ihm auftauchte. Wenn eines der wenigen Autos durch die enge Straße

fuhr, pressten wir uns mit dem Rücken ans Schaufenster des Krämerladens oder der Konditorei, aus der warmer Vanilleduft kam. Davor stand ein Schild mit der Aufschrift *Gebäck für fünf Lire*.

Gerade kam der schwarze Fiat Balilla von Roberto Colombo vorbei. Er arbeitete bei der Gemeinde und kannte daher, wie Papa betonte, »wichtige Leute«. Signor Colombo hatte zwei Söhne, denen Signora Colombo einen Mittelscheitel verpasste, und trug wadenhohe schwarze Stiefel. Nachdem die alten Bet-schwestern weitergetratscht hatten, dass sein Jüngster den ganzen Tag mit der Malnata im Fluss herumplanschte, soll er ihm eine Flasche Rizinusöl verabreicht und ihm mit der Gerte den Hintern versohlt haben, bis der ganz rot war.

Danach hatte ich ein paar Sonntage von der Brücke aus nur noch Matteo und die Malnata gesehen: Filippo saß in der Kirche neben seinem Vater, mit polierten Schuhen, das Hemd bis zum Hals zugeknöpft. Insgeheim freute ich mich darüber. Als Filippo es irgendwann wieder vorzog, sich im Schlamm zu wälzen, gewöhnten seine Eltern und sein älterer Bruder sich an, beim Gottesdienst mit etwas mehr Abstand zueinander Platz zu nehmen, damit die Lücke, die er hinterlassen hatte, nicht so auffiel.

Signor Colombo fuhr mit seinem glänzenden Auto zur Messe, das von vorn aussah wie ein Haifischmaul mit spitzen Zähnen. Er stellte es mitten auf dem Domplatz ab, nur wenige Schritte von der Kirche entfernt, als wollte er sich die Stiefel nicht durch übermäßiges Laufen ruinieren.

Mein Vater verzog darüber das Gesicht, als hätte er bittere Tabakkrümel im Mund.

»Unser Untergang. Diese Ungetüme werden uns eines Tages ins Verderben führen.«

Nichts verabscheute er so sehr wie Autos.